

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 91. Bromberg, den 18. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(17. Fortsetzung.)

Gamle Per liegt im Bett. Man merkt kaum, daß ein Mensch unter dem Laken liegt. So dünn, so schwach und klein ist Gamle Per geworden. Das Zimmer ist dunkel. Die See und der trübe Tag geben nicht viel Licht. Aber seltsam groß und fremd liegt Pers Kopf auf den Kissen. Sein Bart ist länger als sonst und zuckt und bewegt sich, seine Augen sind groß und starr, wie die eines Toten! Immer muß Andrea ihm den Fieberschweiß von der Stirn wischen. Es ist das letzte Lager Gamle Pers, und lange kann es nicht mehr dauern? Das sieht man auf den ersten Blick.

„Nun, Gamle Per?" sagt Braak leise. Gamle Pers Augen rollen hin und her, bis sie Braaks Gestalt gefunden haben. Der Bart zittert, er murmelt unaufhörlich Worte, die keiner versteht.

„Wer . . . ist . . . da?" fragt er zuletzt und versucht, sich aufzurichten. Andrea geht hinzu und stützt ihn.

„Ich bin es — Braak!"

„Braak — Braak!" stammelt Gamle Per und fällt zurück, daß die Augen sich verdrehen.

„Komm! Komm!" flüstert er fieberhaft; „Andrea, geh hinaus! Wir müssen allein sein — wir — allein, Braak und ich!"

Es ist schwer, Gamle Pers Worte zu verstehen. Andrea gibt Braak ein Zeichen und geht hinaus. Was mag das Zeichen bedeuten? Braak weiß es nicht. Gamle Per aber gibt ihm das Zeichen deutlicher. Eine Weile liegt er regungslos, und man könnte denken, er sei ohne Besinnung.

„So, so, Braak", flüstert er dann, und kaum noch zittert der Bart.

So leise klingt alles.

„Braak — ja, du warst es, mit dem Kristen ging?"

„Ja, ja", sagt Braak und nimmt des Fiebernden Hand, die unruhig an der Decke auf und ab streicht.

„So, du hast meine Hand — gut so!"

Dann ist es wieder lange Zeit still. Nur sein Atem bricht röchelnd aus der eingefallenen Brust.

„Komm! Komm dicht heran" — haucht er, und seine Augen füllen sich plötzlich mit Tränen und werden so groß, — so groß, eine Ader durchschneidet seine Stirn, und sein Mund sperrt sich auf.

„Ich werde nicht mehr viel sprechen können! Hör gut zu, ich habe ja nur auf dich gewartet, weil ich dir etwas zu sagen hatte. Aber jetzt gleich kann es zu Ende sein! Ich . . . habe . . . Schuld auf dich geladen — Braak — vor allem Volk! Ich, ich, Braak, ich habe mehr Unrecht als du — wir irren alle, wenn wir unser einziges retten wollen! — Krist war mein einziger Sohn — und als ich ihn fortstieß, dachte ich, du hättest ihn genommen; ich, ich allein habe die Schuld! — Sag es allen, wenn sie dich fragen — allen —, hörst du, sag es Krist, daß ich es dir gesagt habe — Krist — Krist!"

Da bäumt sich Gamle Pers Körper auf dem schmalen Bett, die Knie ziehen sich an den Leib, und mit beiden Händen umklammert er Braaks Arm.

„Noch nicht . . . nur dies noch!" gurgelt er, am Ersticken. — „Ich bereue . . . Glaubst du, daß mir vergeben wird?"

„Ja, Gamle Per, dir ist schon in der Reue vergeben!"

„Gut!" sagt Gamle Per und fängt an zu lächeln. Und plötzlich beginnt er tief Atem zu holen und sagt dann mit einem Male ganz ruhig und klar: „Ich war so eitel und habe geirrt und Unrecht getan — aber ich konnte auch niemals sagen, wie sehr ich alles geliebt habe!"

Da ist sein Atem zu Ende. Das Lächeln auf seinem Gesicht bleibt und strahlt fort und fort, die Hände lösen sich von Braaks Arm, und die Augen sind groß und weit stehengeblieben, als starrten sie in etwas Wunderbares!

Da ist Gamle Per tot. —

Braak sieht auf ihn nieder und schließt ihm die Augen. Mit dem Tuch nimmt er die letzten, großen Schweißtropfen von seiner Stirn, und auf dem Weg Andrea zu holen, hält er die kleine Uhr an. Einen Augenblick wartet er und schaut sich um. Dann geht er zurück an Gamle Pers Bett und nimmt seine Hände. Die Arme fügt er so, daß sie sich lang ausstrecken, und legt sie in einem schrägen Kreuz übereinander. Dann kommt Andrea und sieht, daß hier nichts mehr zu tun ist als zu — —vergeben.

„Braak", sagt sie nach langer Zeit, „Gamle Per sagte immer, wir sollten, bevor noch andre kommen, an den Schrank gehen und den großen Kasten aufmachen. Willst du es jetzt tun?" Braak nickt. Andrea öffnet den einzigen Schrank und hebt einen großen Kasten heraus. „Öffne ihn!" bittet sie leise, und Braak öffnet.

In dem großen Kasten liegen zwei dickgefüllte Säcke, die Gamle Per wohl selbst genäht hat, denn sie sind genäht wie Segel. Und über den Säcken liegt ein kleiner Zettel, auf dem steht:

> Dieses Geld sollen sich teilen: Andrea und Braak für die Kameraden vom Holm. In jedem Sack müssen vierhundert Kronen sein.
>
> Zum Andenken meines erstgeborenen Sohnes Krist Isakson.
>
> Im Namen des HERRN
> Per Isakson.

Sie stehen, haben die schweren Säcke auf den Tisch gelegt und halten die Hand darauf. So benommen sind sie. Andrea weint.

„Weißt du auch, wie sehr er das Geld liebte?" fragt sie endlich und schaut sich nach dem Toten um.

„Ja — wie tief muß er doch bereut haben, daß . . ."

„Ja — ja!" schluchzt Andrea, die Reue war seine Hölle fürs ganze Leben und den Tod! Ihm wird vergeben!"

Andrea überkommt das Weinen. Sie geht hinaus. Und wie Braak wieder allein ist, geht er an das Totenbett und legt seine Hand auf Gamle Pers Arm. „Gamle Per, ich danke dir!" sagt er, geht zum Tisch, nimmt den schweren Sack, birgt ihn an der Brust und geht auf sein Boot. Spät

am Nachmittag kommt er zu den säumigen Schuldnern in Magnus' und Hanns Jensens Haus und sagt: „Ihr könnt mit dem Bezahlen warten bis zum Frühjahr!" Sie sind so froh und bitten ihn, zu bleiben, aber er wehrt ab und geht gleich weiter. Für den ganzen Tag sieht man ihn nicht mehr. Nach zwei Tagen kommen Leute ganz vom Almindingen her und bringen zwei Fuder Holz. Sie stapeln es am Hafen auf, und auf die vielen Fragen, für wen das schöne Holz sei, sagen sie: „Das Holz ist für die Leute vom Holm!" Auch in Aokirkeby auf dem großen Herbstmarkt ist Braak und kauft einiges. In einer schweren Kiepe trägt er es am dritten Tag nach Gamle Pers Tod auf sein Boot. Beim Begräbnis sieht man ihn, er ist der Schweigsamste; und nur am Abend, wo niemand mehr auf dem Kirchhof ist, sieht er noch einmal nach allen Gräbern. Die ganze Zeit über ist er sehr verschlossen. —

So gehn die Tage dahin. Heute ist er bei Andrea, morgen trifft er Anna. Leicht hat er es nirgend. Es ist schon richtig, was sie ihm am Hafen von Andrea erzählten. Sehr richtig, und sehr sonderbar, was sie tut. Ein paarmal in der Woche sieht man die Fenster ihres kleinen Hauses nach der See hin wunderlich erleuchtet. Es flackert und blitzt da in dem kleinen Haus, daß einem das Grauen ankommt. Und was ist es? In den beiden Fenstern steht ein kleines Licht neben dem andern, und mindestens zwanzig Flämmchen leuchten da; die ganze Nacht. Sie zittern im rauhen Wind, der durch die Fugen dringt, aber sie verlöschen nie. Andrea in ihrem dunkeln Tuch steht daneben, mit großen Augen, in denen eine wundersame Ferne ist — und wo ein kleines Licht am Verlöschen ist, weil es ausbrannte, setzt sie schnell ein neues hin. Die ganze Nacht ist sie wach und sorgt für ihre Lichter. Am Morgen sinkt sie in den großen Stuhl und schläft.

Im Garten wachsen die Blumen wild durcheinander, und das Essen vergißt sie fast immer. Es ist wunderlich, sehr seltsam steht es um Andrea! Immer spricht sie von den Toten und ihrem Auferstehen.

Braak ist einen langen Herbstabend bei ihr. Mit Dunkelwerden zündet sie die Lichter an, und auf seine Frage, warum sie das tue, erzählt sie ihm ein Märchen. Ein Märchen vom Tod, der die Lebenslichter aller Menschen in seinem Reich brennen habe und sie auslösche oder ausbrennen lasse, wie es ihm gutdünke. Sie erzählt ihm das Märchen wie früher, als er noch ein kleiner Junge war und sie auf den Vater warteten, der bald heimkehren mußte vom Fang. — Auf seine Fragen antwortete sie nicht weiter.

„Willst du zu mir auf den Holm kommen?" fragt er sie auch. Da lächelt sie, ihr ganzes Gesicht strahlt, und sie sagt sanft und leise:

„Nein, nein, mein Herzenssohn, ich weiß es besser!" Da schweigt er und senkt den Kopf. Späterhin singt sie leise vor sich hin das Lied vom Herrn Aage. Aber Braak versteht nur:

> „Herr Aage, wie der reiten kund,
> wie er sitzt auf seinem Pferde!
> So reit' kein Mann auf seinem Pferd
> auf dieser dänischen Erde.
> Er reitet in die grüne Welt hinaus . . ."

Und sie lehnt sich zurück und sagt mit einem Male: „Es ist alles so gut, Braak — wir verstehen es anfangs nur nicht; später, ja!" Sie leuchtet und strahlt, versorgt mit glänzenden Augen ihre Lichter und sitzt im Stuhl, horcht auf den Wind, der nach Norden gedreht hat und Kälte bringen wird. Und spät nach Mitternacht, wenn der Wind ums Haus orgelt und in den Sträuchern wühlt, singt sie und hat die Augen zugetan:

> „Hoffen geht einen langen Gang
> und wandert durchs Warten ein Leben lang.
> Morgen wird kommen und Mittag sein,
> Abend führt uns den Frieden herein.
> Bleibe und weile, du Trost dieser Welt,
> Gott hat dich uns zum Schlaf bestellt!
> Ziehen die Wellen und wandert der Wind,
> einstmals wir alle am Ufer sind.
> Hoffen geht einen schweren Gang,
> Und wandert durchs Warten — in Gottes Hand!"

Andrea lächelt geduldig, und Braak sitzt mit ihr vor den Lichtern die ganze Nacht lang, wortlos, bis daß ein grauer Schein über Himmel und Erde geht, das aufgerührte Meer erkennbar wird und die gepeitschten Zweige der falbenen Bäume durch die Dämmerung jagen. Da ist Andrea eingeschlafen. Er geht leise hinaus und wandert hinunter auf sein Boot. Er kann gar nicht schlafen. Und wie es Morgen wird und die ersten klappernden Schuhe zu hören sind, steht er auf und geht zu Aage in die Schmiede, um sich am Glutschein der Esse zu wärmen. Zwischen dem jungen Eifer derer, die eine ganze Nacht schliefen, steht er unnütz und weiß sich die Zeit doch so gut zu vertreiben. Er steht am Kamin, wo die Holzkohlen wie ein kleiner Berg liegen. Aus seiner glutigen Mitte schlagen blaue Flämmchen durch die schwarze Kruste. Man kann die Hände heranhalten und reiben, bis sie ordentlich knistern.

Aage ist noch nicht da. Nur Orla und Jonathan. Die aber haben einen guten Morgen gewünscht und sagen seitdem kein Wort mehr. Plötzlich fällt ihm ein, daß ja auch Hansigne und Anna unter diesem Dache schlafen. Alle beide oben in einer Kammer zusammen. Ob wohl die Gesellen ihretwegen so eifrig sind und so schweigsam ihm gegenüber? Braak starrt ins Feuer. Aber mit einem Male geht ihm ein Lachen übers Gesicht, und er dreht sich um und läuft unruhig auf und ab.

> „Heut gehn wir in den Wald!
> Jawohl, in den grünen Wald!
> Und pflücken fleißig Hyltebaer,
> und morgen tun wir gar nichts mehr,
> der Korb bleibt leer —
> denn mein Liebchen wandert mit!"

Er pfeift es vor sich hin und läuft lachend auf und ab. Bis Orla und Jonathan verwundert aufschauen und wie die Besessenen aufs Eisen schlagen.

„Hansigne ist noch hier?" fragt er Orla, den älteren. Nur um ihn zu ärgern. Der will es nicht hören und klopft, daß die Funken stieben. Aber wie Braak noch einmal fragt, schreit er ohne aufzusehen „Ja! sie ist hier!"

„Und Anna?" fragt er Jonathan. Der gibt keine Antwort, und sieht nach einer Weile den Kameraden von unten her an. Aber Braak kann das gar nicht verdrießen. Er läuft umher und wärmt sich und pfeift: „ der Korb — bleibt — leer! — denn" . . . und er nimmt einen Hammer und schlägt klingend den Takt — „denn mein Liebchen wandert mit!"

Nun kommt Aage. Am Morgen ist er noch nicht rußig und hat saubere Hände. Ordentlich ein andrer Mann ist er, und man kann erst sehen, was für ein Gesicht er hat.

„Du bist zeitig auf!" sagt er und lacht, wie er immer lachen kann.

„Ja, zeitig, seit gestern morgen! Ich war noch spät bei Andrea und dann konnte ich nicht mehr schlafen!"

„Willst du mit uns eine Morgensuppe essen?"

„Ja, danke, wenn du mich einladen willst!"

„Wäre noch schöner! Alle Jahre einmal sieht man dich, und dann . . ."

Aber da kommt Anna und sagt Guten Morgen; sie nickt funkelnd allen zu und hat Wangen wie Rosen, die erst in der Nacht aufgeblüht sind.

„Guten Morgen! Braak? Ah, das ist schön! Wir waren dir gestern noch böse, weil du gar nicht kamst!"

„Ja — ja — ich hätte eher kommen sollen! Aber . . ."

„Ich habe Hunger!" sagt Aage. „Schwatz weiter, mir ist die Suppe lieber als die schönsten Weiber!" Aber er kann es doch nicht lassen, Anna übers Haar zu streichen, bevor er aus der Werkstatt in die Stube geht.

„Ah — er ist schlimm in der letzten Zeit!" sagt Anna: „Du glaubst nicht, wie schlimm er ist! Einmal hat er gesagt, er wolle uns heiraten, in allem Ernst! So kann er sich verstellen!"

„Anna!" ruft Hansigne, die es gehört hat: — „Anna, komm!" und wie sie hereinkommen, ist Hansigne ganz bleich, und Orla und Jonathan haben unruhige Augen. Aage geht ein Zittern um den Mund. Er bricht schon das Brot.

„Guten Morgen! Es ist schön, daß du kommst!" sagt Hansigne und sonst nichts mehr. Anna ist ganz still und sieht sie alle hilflos an. „Was habe ich denn verbrochen?" fragen ihre Augen. Und wortlos, ohne daß Aage seine anfangs doch so gute Laune zeigt, geht der Morgentisch vorbei. Aage, Orla und Jonathan gehen in die Werkstatt, Anna muß fort, und nur Hansigne bleibt und räumt ab. Sie sagt nicht viel und sieht ihn, der sich unnütz vorkommt, nur dann und wann an.

„Schluder — du wirst dir denken können, wie Aage es meinte!" sagt sie zuletzt.

„Aber ja — natürlich, sprich doch von andern! Wie geht es euch, was machst du? Und sag doch, — Was ist nur mit Braak? Rot bis unters Haar ist er geworden und Hansigne so blaß und zart." Sie sieht ihn fragend an. „Ja" — sagt sie, und es ist wie ein Stöhnen. „Wir leben — es ist schön zu leben!"

„Ja — ja", murmelt er und schaut sie an, wie ihre Brust sich so hastig hebt und senkt. Und mit einem Male hat er ihre Hand in der seinen und zählt seinen Herzschlag, der so langsam und stockend aus der Brust bis in die Augenhöhlen klopft.

„Ja —" sagt sie, „leb wohl, ich muß fort!"

„Lebewohl!" — und ein Lächeln geht über sein Gesicht, daß sie rot wird. — „Nun können wir auf dem Holm erfrieren — und du wirst es nicht wissen!"

„Ihr werdet es nicht! Ist jemand da, der für dich sorgt?"

„Nein, noch nicht!" sagt er und geht zur Tür.

„Du solltest aber jemand haben!" sagt sie und erschrickt bei ihren eignen Worten.

„Ja — vielleicht! Farewell!"

„Farewell! Hab es gut!" Sie steht untätig, bis er zur Tür hinaus ist. Auch dann aber kann sie noch nicht arbeiten. Sie weiß, ihre Hände könnten keinen Krug und keinen Topf halten. Am Fenster steht sie und denkt: Er wird gleich fortgehen! Aber nein, immer noch hört sie ihn mit Aage sprechen. Mit Aage, ja! — Da gießt sich ein flammendes Rot über Hansignes Gesicht, sie hört Annas Geplauder und muß sich auf die Lippen beißen, um kein Wort durchzulassen.

„Ja — Farewell! Bis zum Frühling!" sagt Aage. „Kommt gut durch den Winter! Sie sagen alle, er soll sehr kalt werden; weißt du, wie der vor drei Jahren!"

„Behüte — wir wollen es nicht hoffen!"

„Ja — es weiß ja keiner, was alles kommen wird!"

„Nein, gottlob nicht!"

„Hast du gehört — alle, die über Land von Hasle kommen, sagen, daß dort viele Hochzeiten gefeiert werden und viel Schnaps getrunken wird. Sehr lustig soll es zugehen. Sind das deine Kameraden?" „Es kann wohl sein", sagt Braak verlegen. Ihm ist nicht lieb, wenn solches Gerede unter dem Volk geht. Mehr sagt Aage nicht. Er hat noch die Unruhe von vorhin, das Schweigen und die harten Lippen.

„Ein gutes neues Jahr, wenn wir uns nicht mehr sehen sollten!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie kam die Seidenraupenzucht nach Europa?

Römische Spione und schmuggelnde Chinesenprinzessinnen . . .

Von Professor Dr. Max Wolff-Eberswalde, Leiter des Zoologischen Instituts der Forstlichen Hochschule.

Die Geschichte der Seidenraupen-, der Seidenzucht ist vom Anbeginn bis in die neuere Zeit reichlich durch phantastische Überlierungen und anekdotenhafte Berichte verdunkelt worden. Erst neuere Forschungen haben hier einigermaßen Wandel geschaffen.

Fest steht nach wie vor, daß China das Mutterland des Seidenbaues ist. Er hat dort zweifellos schon um 3000 v. Chr. bestanden, aber angeblich erst später, um 2600 v. Chr., unter dem sagenhaften Gründer des Riesenreiches, dem Kaiser Huangti, die noch heute im „Reich der Mitte" geübte technische Ausbildung erhalten. In der Überlieferung wird auch die Gemahlin Huangtis, Silungshi, damit in Zusammenhang gebracht, stand doch der Seidenbau als Frauenarbeit immer unter dem Protektorat der Kaiserin. Ob das Herrscherpaar die kunstgerechte Zucht der Seidenraupe erfunden hat oder ob der Prinzessin Luitseu dieser Ruhm gebührt, bleibt ungewiß. Nach uralter chinesischer Überlieferung jedenfalls, deren genauere Kenntnis wir dem berühmten Berliner Sinologen O. Franke verdanken, erließ Huangti ausdrücklichen Befehl, das Volk in der Zucht der Raupen und in der Verarbeitung der von ihnen gesponnenen Kokons zu unterweisen, „damit es Kleider erhielte und im Reich nicht mehr an Hautrissen und Frostbeulen litte."

Das älteste bekannte Seidenbaugebiet ist die vom Hoangho durchströmte Provinz Schantung. Von hier aus hat sich der Seidenbau über das weltabgeschlossene Reich verbreitet. Seidene Stoffe waren merkwürdigerweise — eine Folge der Massenerzeugung durch äußerst billige Arbeitskräfte — schon im sechsten vorchristlichen Jahrhundert billiger als Leinen. Ihr Gebrauch wurde denn auch, trotz früherer Beschränkungen nach Rang und Stand, allgemein — in solchem Maße, daß alle Naturalsteuern von der Bevölkerung in Seide geleistet wurden. Dennoch gelangte die Kenntnis der Seidenweberei erst um 200 v. Chr. durch chinesische Auswanderer nach Korea, ohne daß sich die Kenntnis des Ursprungs der Seide in die Nachbarländer Chinas verbreitete . . .

Bis im dritten nachchristlichen Jahrhundert die japanische Kaiserin Jingukogo an der Spitze ihrer kriegerischen Untertanen in Korea einfiel und weit ins Innere vordrang. Korea wurde dem Inselreich tributpflichtig gemacht und vermittelte nun den Japanern sowohl Handelsbeziehungen mit China als auch seine eigene hochentwickelte Bodenkultur. In diese Zeit fällt — wahrscheinlich wieder durch auswandernde Seidenbauer veranlaßt — die Einführung des Seidenbaues nach Japan.

Nach Westen gelangten fertige Seidenstoffe durch den ausgedehnten Handel schon viel früher. Bereits in homerischer Zeit sind von den phönizischen Händlern Seidenstoffe nach Europa gebracht worden. Der Verbrauch dieser äußerst kostspieligen Importware im Rom der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte erreichte phantastische Zahlen. Aber selbst dann noch, als bereits die Verarbeitung der Seide zum fertigen gefärbten Gewebe, etwa von 300 n. Chr. an, in den phönizischen und babylonischen Webereien erfolgte, wußte man nichts über die Entstehung des Materials und hielt es für ein pflanzliches Produkt etwa von der Art der Baumwolle.

Das ist darum sehr merkwürdig, weil schon zur Zeit des Aristoteles auf den griechischen Inseln andere, ebenfalls gute Raupenseide liefernde Spinnarten planmäßig gezüchtet wurden. Weil man aber in Griechenland das Abhaspeln des Kokonfadens nicht kannte und lediglich durch Zerzupfen der Kokons das Rohmaterial gewann, war der Qualitätsunterschied zwischen griechischen und chinesischen Seidenstoffen so gewaltig, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, beide Gewebe seien vom gleichen Ausgangsmaterial gewonnen. Das Erzeugerland selbst blieb ja den Fremden trotz der lebhaften Handelsbeziehungen verschlossen! Auch Japan öffnete seine Häfen dem Handel der übrigen Welt nicht.

Im Reich der Mitte war die Ausfuhr der Seidenspinner-Eier bei Todesstrafe verboten. Erst zu Anfang des fünften Jahrhunderts n. Chr. gelangte der Seidenbau nach dem sagenhaften Lande Serinda, über das die oströmischen Schriftsteller Prokop und Theophanes dunkel berichten. Die Alten, so Plinius, hatten Kunde von diesem Lande. Sie verlegten „Serinda" nach Zentralasien. Neueste Forschungen haben es — als Herkunftsland der westlichen Seidenkultur — auf Ceylon, in Nordindien, ja in Indochina zu finden geglaubt. Solche Vermutungen greifen aber fehl, aus dem einfachen Grunde, weil in diesen Ländern Seidenraupenzucht nie betrieben worden ist und aus klimatischen Gründen nie betrieben werden konnte.

Dagegen hat R. Hennig in einer auch sonst für die Kenntnis der alten Handelsbeziehungen zwischen Ostrom, Persien und dem großen innerasiatischen Türkenreich sehr aufschlußreichen Arbeit nachgewiesen, daß „Serinda" nur das alte Sogdiana, die nordöstlichste Satrapie des Perserreiches, gewesen sein kann, deren Hauptstadt Samarkand ist, oder aber das ostturkestanische Khotan, das am Fuße des Kuenlun in einer reich bewässerten Oase gelegen, einst als Vermittlerin des chinesischen Handels nach Vorderasien und Indien überragende Bedeutung besessen hatte.

Es besteht kaum noch ein Zweifel, daß von Khotan aus die Einführung der Seidenraupen nach dem Westen, zunächst nach dem oströmischen Reich, erfolgte. Denn wir wissen, daß 419 n. Chr. eine chinesische Prinzessin in den

Blüten ihres Kopfputzes Seidenspinner-Eier über die Grenze geschmuggelt hat und die Seidenkultur nach Khotan, der Heimat ihres Gatten, verpflanzte. — Der Verbreitung des Seidenbaues über ganz Zentralasien stand nun kein ernstes Hindernis mehr im Wege.

Im Jahre 552 n. Chr. brachten zwei persische Vertraute Justinians aus Khotan-Serinda Seidenspinner-Eier, die sie in hohlen Bambusstöcken verborgen hatten, nach Byzanz. Von dort gelangte der Seidenbau nach der Sporaden-Insel Kos, deren Klima ihm denkbar günstige Bedingungen bot.

Das übrige Europa aber hat den Arabern die Bekanntschaft mit der Seidenkultur zu verdanken, die sie durch die Eroberung Persiens kennen gelernt hatten. Über die nordafrikanischen Provinzen des arabischen Weltreiches hinweg gelangte die Seidenkultur nach Spanien, über Sizilien nach Italien, vermutlich schon im achten und neunten Jahrhundert. Durch die Normannen ist der italienische Seidenbau also nicht begründet, wohl aber, besonders durch Roger II. von Sizilien, erheblich gefördert worden. Im Gebiet der Republik Venedig und in Frankreich (Provence) beginnt der Seidenbau erst im dreizehnten Jahrhundert. In Deutschland begegnen wir gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, so in Brandenburg, in Rothenburg o. d. Tauber und in Stuttgart verschiedentlich kleineren Seidenkulturen. Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges vernichteten sie aber wieder vollkommen. Erst unter Max III. gewann in Bayern, besonders in der Pfalz, gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts die Seidenzucht einige Bedeutung. Die Bemühungen Friedrichs des Großen sind allgemein bekannt. Nach seinem Tode ging der preußische Seidenbau überall wieder zurück, auch in Schlesien, wo er den bedeutendsten Aufschwung erfahren hatte. Zur Zeit der Freiheitskriege war keine Spur mehr vorhanden.



Bunte Chronik



Feinde der Brieftauben: die Radiowellen

Oft genug bringt die moderne Technik die Tierwelt in Lebensgefahr. Es kommt vor, daß Vögel mit Starkstromleitungen in Berührung kommen, in Afrika ereignete sich vor einigen Wochen der tragische Fall, daß mehrere Giraffen sich in den Drähten einer Telegraphenleitung verwickelten und hilflos verendeten. Neuerdings hat man einen neuen Feind der Vogelwelt entdeckt: die Radiowellen. Es handelt sich bei ihnen allerdings um keinen Feind, der den Vögeln den Tod bringt. Man hat interessante Versuche mit Brieftauben angestellt, die ergeben haben, daß der Einfluß der ausgesandten elektromagnetischen Wellen auf die Brieftauben so stark ist, daß die Tiere nicht mehr in der Lage sind, die Richtung einzuhalten. Derartige Versuche wurden letzthin in Paris mit Erlaubnis der militärischen Behörden durchgeführt. Von einer Sendestation wurden Wellen verschiedener Stärke ausgesandt, während man gleichzeitig etwa 200 Brieftauben freiließ. Nun wurde bereits nach kurzer Zeit beobachtet, wie die Tiere vergebliche Anstrengungen machten, aus dem Wirkungsbereich dieser Radiowellen herauszukommen. Etwa drei Minuten lang kämpften die Tauben vergeblich gegen die Einwirkung der elektromagnetischen Wellen, konnten jedoch dem Bannkreis nicht entfliehen und mußten schließlich in ihre Käfige zurückkehren. Das Ergebnis dieser Versuche ist außerordentlich bedeutungsvoll. Es ergibt sich daraus, daß man im Kriegsfalle nicht unbedingt mit der Zuverlässigkeit der Brieftauben wird rechnen können, insbesondere, da der Wirkungskreis der Radiowellen immer größer wird.

Auch der Prinz von Wales jubiliert.

Gleichzeitig mit König Georg V. von England begeht auch der englische Kronprinz ein Jubiläum, und zwar sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Herzog von Cornwall. Am 6. Mai vor 25 Jahren wurde dem Prinzen von Wales das Herzogtum Cornwall zugeteilt, wodurch er zum drittgrößten Gutsbesitzer Englands geworden ist. Während jetzt anläßlich der bevorstehenden Feierlichkeiten des Regierungsjubiläums das Budget für diese aufgestellt wird, werden gleichzeitig auch die Kosten für die Festlichkeiten im Herzogtum Cornwall veranschlagt. Anläßlich seines Jubiläums hat der Prinz von Wales seinen Pächtern und Farmern einen 10 prozentigen Nachlaß der im März und Mai fälligen Pachtgebühren gewährt. Neben dieser freigiebigen Tat werden noch ein großer Teil der Angestellten erhebliche Zuwendungen erhalten. So wird der Prinz allein etwa 1000 seiner Bediensteten je einen Wochenlohn auszahlen lassen. Die Gesamtkosten des englischen Thronfolgers anläßlich seines Jubiläums werden auf 20 000 Pfund Sterling veranschlagt. Diese Summe ist allerdings noch immer erträglich im Vergleich mit dem Reinertrag der herzoglichen Güter. Dieser betrug schon nach dem letzten offiziellen Bericht aus dem Jahre 1926 jährlich 246 000 Pfund und war seitdem ständig im Steigen begriffen. Die Einnahmen des Prinzen von Wales aus seinen Gütern dürften heute noch um ein Bedeutendes höher sein.

Greise zwecks Heirat gesucht.

In Frankreich werden in letzter Zeit recht häufig merkwürdige Ehen geschlossen. Junge Mädchen heiraten Greise, ja sie setzen sogar alle Hebel in Bewegung, um Greise aufzutreiben, die sich zur Heirat bereit erklären. Woher kommt diese merkwürdige Vorliebe? Sehr einfach. Es handelt sich bei den heiratslustigen jungen Damen durchweg um Ausländerinnen, die in Frankreich beruflich tätig sind und irgendwie für die Sicherheit ihrer Stellung fürchten. Vielleicht hören sie wieder einmal, daß man gegen ausländische Arbeitnehmer vorgehen wolle, und fürchten die Ausweisung. Um nicht ihre Stellung zu verlieren, versuchen sie, durch schleunige Heirat die französische Staatsangehörigkeit zu erwerben. Zur Vermittlung von „geeigneten“ Heiraten hat sich in Paris ein merkwürdiges Ehevermittlungs-Institut aufgetan, das man erst kürzlich entdeckt hat. Es vermittelte nämlich den jungen berufstätigen Damen zur Heirat Greise, die meist schon in Altersheimen untergebracht waren und die häufig genug gegen eine entsprechende kleine Entschädigung bereit waren, ihren Namen für die Heirat herzugeben. So hat vor einiger Zeit eine Ausländerin, die bei einer Pariser Firma angestellt ist, einen 70 jährigen Mann namens Benois geheiratet. Gegen ein Mittagessen und eine „Mitgift“ von 10 Francs war der alte Mann bereit, seinen Namen unter die Heiratsurkunde zu setzen.

Todessturz eines Fledermaus-Fliegers.

Alle Erfolge des modernen Flugsportes können den Menschen nicht von neuen Experimenten zurückhalten. Das älteste Problem der Fliegerei, die Frage, wie es dem Menschen möglich sei, sich mit künstlichen Flügeln in der Luft halten zu können, ist auch heute noch nicht gelöst. Seit den ersten Versuchen, die der berühmte italienische Maler Leonardo da Vinci — bekanntlich ein äußerst vielseitiger Erfinder — unternahm, bis zum heutigen Tage haben immer wieder tollkühne Menschen ihr Leben gewagt, um das Problem des menschlichen Fliegens mit künstlichen Flügeln zu lösen. Derartige Versuche haben jetzt an mehreren Stellen Amerikas neuen Antrieb erfahren. Man will nun endgültig das Problem des motorlosen Schwingenfluges lösen. Diese Versuche haben nunmehr bereits ein Todesopfer gefordert. Der 22 jährige Floyd Davis stürzte über dem Flugplatz von Flint im Staate Michigan tödlich ab. Davis hatte sich von einem Motorflugzeug in 2 000 Meter Höhe tragen lassen und sprang von hier aus mit seinen selbstgebastelten „Fledermausschwingen“ ab. Wenige Minuten lang konnte er sich in der Luft halten, dann neigten sich seine Flügel, und er stürzte ab. Noch im Sturz versuchte Davis, den mitgeommenen Fallschirm zum Öffnen zu bringen. Doch hatte sich die Leine des Fallschirms in den Flügeln verwickelt und der tollkühne Flieger stürzte ab, wobei er völlig zerschmettert wurde. Trotz des Mißlingens dieses Versuches behaupten die Freunde des jungen Davis, daß sich sein System als richtig erwiesen habe. Die wenigen Augenblicke, die er sich in der Luft halten konnte, hätten dies bewiesen. Der tragische Ausgang des Experimentes sei nur auf den unglücklichen Zufall zurückzuführen, daß sich die Fallschirmschnur mit den künstlichen Flügeln verwickelt hätte. Ist das System des Menschenfluges gelöst?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.